

Heddy's neugierigen Blick nach der Photographie auf-
fang, so übergab sie ihr dieselbe mit den Worten:
„Meine lieben Eltern und Geschwister, ich habe das
Bild soeben erhalten.“

Während Heddy sich dankend an den Tisch setzte
und aufmerksam die Photographie betrachtete, blätterte
Nora mit ziemlich gleichgültiger Miene in dem kleinen
mit rother Seide überzogenen Notizbuch einige Seiten
um. Da plötzlich zitterte ihre Hand heftig und gleich-
zeitig überzog eine Purpurröthe ihr Antlitz. Sie
mußte sich an dem Sophatisch festhalten und den
Freudenschrei, der sich ihrem Munde entwinden wollte,
gewaltfam zurückdrängen. Da stand ja der Name
des geliebten Mannes, den Alle für verschollen hielten.
„Fritz Vormann, Kapitän der California,“ so hatte
Heddy ahnungslos in das Buch eingetragen. Sie
hätte den Namen küssen, das kleine Buch an ihr Herz
drücken mögen, aber sie mußte sich beherrschen, denn
die lebhafteste Heddy drehte sich plötzlich nach ihr um
und schien ihre Blicke mit denen der Ahrigen auf dem
Bilde zu vergleichen.

„Ein liebes Bild das, Fräulein, und alle sind
Ihnen so sprechend ähnlich; der ernste Vater, die
stättliche Mutter, in deren Haltung und Mienen sich
Würde und Mutterstolz ausprägen, ach, und die
lieben Schwestern, gewiß sind beide blond und ebenso
schlanke als Sie, Fräulein? Und zuletzt die drei prächtigen
Brüder — nein, was die für ernste Gesichter
machen. Sind die Menschen in Deutschland alle so
ernst, Fräulein?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Humoreske von H. Diez.

Es war am Anfang der sechziger Jahre, die pol-
nischen Unruhen hatten veranlaßt, daß die Garnisonen
meist ohne Soldaten und daß Städte und Städtchen,
die nahe der polnischen Grenze belegen, zum Schutz
und Trutz respectable Bürgerwehren errichtet, die in
ihrer naiven Einfachheit an das Spießbürgerthum
unserer Altvordern erinnerten. „Muth, Schlagfer-
tigkeit“ und „pünktliche Dienstleistung“ waren zwar
ihre Parole, aber sie wurde zum Leidwesen ihrer
zeitweiligen Commandanten in Person des Bürger-
meisters viel öfter vergessen als inne gehalten. Mi-
litärische Disciplin war eben nicht die starke Seite
dieser Herren; ein gemüthlicher Schlenkrian behagte
diesen „Soldaten“ weit besser.

Eines Abends, im Spätherbst war es, wo die
starken Nebel fallen, als ein aus seiner Stammneipe
heimkehrender Bürger des Städtchens W. den Schan-
zengraben passirend, in dem verkappten Erlengebüsch
von dichtem Nebel umhüllt ein großes weißes Etwas
gewahrte, das ihm zuwinkte und lebhaft gestikulirte.
Es war schon $\frac{3}{4}$ auf zehn, die Gegend dunkel und
menschenleer, der Kirchhof lag auch nur etwa 50
Schritte davon, kurz und gut unserm Manne kam
das Gruseln an.

Zwar war er standhaft genug, dem Dinge vier,
fünf, auch zehn Schritte entgegen zu gehen, doch wun-
derbar — jeder Schritt näher ließ es mindestens um
doppelt so viel entfernt erscheinen. Es war nichts
dabei zu machen. Zum Ueberflus hob die alte Kirch-
hofuhr jetzt mit dumpfem Gestöhn zum Schlag aus.
Hei, wie unser Held da Fersengeld gab! In Schweiß
gebadet langte er auf dem etwa 60 Fuß hohen
Schanzenwall an; aber ein Blick von dieser gesicher-
ten Position herab ließ ihn von Neuem gruseln und
zusammenschauern. Da stand es ganz deutlich unten
am Grabenrand — ein Geist, ein Gespenst — und
schüttelte drohend die dürrn Arme gegen ihn.

Athemlos und leuchtend langte der brave Bürger
bei den Seinen an. Ein Glück war es, daß sie schon
sämmlich in den Federn lagen, er hätte sich doch zu
arg geschämt, von seiner Gespenstfurcht zu erzählen,
zudem soll man auch, guten Ueberlieferungen nach,
das Begegniß mit Geistern zuvor „beschlafen“, ehe
man davon spricht.

Als er am Abend darauf vorsichtshalber mit den
anderen Bürgern zugleich vom Kneiptische aufbrach,
fiel es ihm auf, daß sie sämmlich und wie es schien,
immer Einer zum stillen Erstaunen des Andern, den
mindestens noch einmal so weiten Weg durch die
lange Vorstadt einschlugen. Er natürlich mit.

Am nächsten und den nächstfolgenden Tagen mußte
der Wirth zur „grünen Tanne“ die bittere Wahr-
nehmung machen, daß einer — zwei, drei — und
zuletzt alle Gäste an dem Stammtisch fehlten. Was
mochte, was konnte es sein? Seit dreißig Jahren
hatte noch kein Abend irgend eine Veränderung in
der Befugung dieser Festung gebracht. Nur einmal
war es gewesen und da, Gott hab' ihn selig, war
der Gerbermeister Krume, Präses vom Kneiptisch, ge-
storben; da konnte es Einen am Ende nicht Wunder
nehmen, wenn er am Abend in der Tanne fehlte.

Aber jetzt — es war doch zu wunderbar! Alle
fehlten sie, Alle! Die paar Leute vom Graben und
aus der Vorstadt, die außerdem noch seine Gäste
waren, hatten kaum so viel, einen Schoppen den
Abend zu bezahlen, und davon konnte der Tannen-
wirth nicht bestehen, das lag auf der Hand.

Aber wie es ändern? Da lag der Haß im Pfeffer.

Drei Tage noch wartete der Tannenwirth. Da
machte er sich eines Abends um die neunte Stunde
auf den Weg, um seine verlorenen Stammgäste zu
suchen. Jedenfalls mußte ein neidischer Concurrent
sie ihm abwendig gemacht haben, aber wie und durch
welche Mittel war ihm unbegreiflich.

So trat er denn seine Wanderung an. Natür-
lich wollte er den nächsten Weg über den Schanzen-
graben nehmen. Doch kaum hatte er den Graben
betreten, als ein dumpfes, unheimliches Stöhnen ihn
stillstehen machte. Er horchte rechts, links — konnte
aber nichts entdecken; muthig schritt er vorwärts.
Da — was war das? Fuhr ihm nicht ein kalter
eisiger Athem über das Gesicht? Da wieder! —
Doch diesmal fühlte er noch einen kräftigen Stoß in
den Nacken, er hielt sich am Erlengebüsch, wo er ge-
rade stand. Doch da, da — war es Spul — winkte
ihm nicht eine weiße, hohe Gestalt hin zur Kirchhof-
mauer? Ja — oh — dumpf stöhnend sank er zu-
sammen. Doch im nächsten Augenblick schon sprang
er wieder empor. Die Gestalt kam eilends auf ihn
zu mit unendlich langen Schritten, die Arme immer
nach ihm ausgestreckt. Er hielt sich nicht länger, die
Nägel über die Augen gedrückt, lief er so rasch er
laufen konnte, und hörte nicht früher auf, als bis er
mitten auf dem Markte stand. Hier erst sagte er
sich soweit, um klar über das eben Erlebte nachdenken
zu können. War es der leibhaftige Böse, der ihm
begegnet? oder aber — war es der Geist seiner ver-
storbenen Frau, die ihm sagen wollte, daß sein Ende
nahe? — Sie hatte es ihm auf dem Sterbebette
verprochen, ihm acht Tage vor seinem Tode zu er-
scheinen, damit er hier noch Alles gut ordnen und
besorgen konnte und sich auch würdig auf das Jen-
seits vorzubereiten. Ja, ja — er kam immer mehr
zu dem Bewußtsein, der Tod verlange nach ihm, und
seine gute Alte habe ihm das verabredete Zeichen ge-
geben. Nun wollte er auch nicht mehr für irdische
Dinge sorgen. Mögen die Stammgäste bleiben, wo
sie sind; er wollte in stiller Ruh' sich zum Scheiden
vorbereiten.

Doch sollte er jetzt noch einmal den Weg über
die Schanze machen? nein, ihn gruselte doch zu ent-
setzlich. Auch froh ihn; ein Glas Grog noch wollte
er bei dem Löwenwirth trinken und dann über die
Vorstadt nach Hause gehen. Er konnte ja gleich hier
von Freunden und Bekannten, auch dem Löwenwirth
Abschied nehmen. Wer weiß, vielleicht kam der Tod
doch früher, als er gedacht! Und dann war es doch
gut, wenn er Alles in Frieden verlassen hatte.

Er trat in die helle Gaststube und sah zu seiner
Verwunderung alle seine Stammgäste an einem Ec-
tisch gemüthlich beisammen sitzen.

Doch er war sehr friedlich gestimmt in seinem
Herzen, deshalb schritt er freundlich grüßend auf sie
zu, reichte ihnen Allen die Hand und ließ sich mit
einem Glase Grog an ihrem Tische nieder.

Man sprach über dies und das, anfangs im All-
gemeinen zwar etwas ängstlich, doch bald war der
alte, vertraute Ton wieder gefunden und die Unter-
haltung in gutem Gang.

Die Uhr schlug eben zehn. Der Tannenwirth
machte ein sehr ernstes Gesicht und schlug mit seiner
Rechten auf den Tisch, zum Zeichen, daß er zu reden
gedenke.

Alles schwieg. Der Tannenwirth räusperte sich,
setzte sich in seinem Stuhl zurecht und begann:

„Ihr lieben Freunde, ich muß Abschied von Euch
nehmen. Der Tod hat bei mir angeklopft, ich muß
in acht Tagen der Welt Adb sagen. Nun wollt' ich
Euch bitten, behaltet mich in gutem Andenken und
betet für mein Seelenheil; ich habe Euch, so gut ich
gekonnt, bedient, Euch immer gutes Bier geschenkt
und nie einen Tropfen weniger als das richtige Maas,
und — Wasser habe ich nie dazu gethan, das müßt
Ihr mir Alle bezeugen. Auch Euch, Löwenwirth,
bitte ich, mein Andenken in Ehren zu bewahren; ich
zürn' Euch nicht, daß Ihr mir die guten alten Kunden
fortgeschnappt; bedient sie gut und haltet sie warm,
das ist meine Bitte für sie.“

Alles war still und andächtig gestimmt. Diesem
oder Jenem lief wohl eine kleine Gänsehaut über den
Nacken bei dem Gedanken, einen vollständig gesund
unter ihnen sitzenden Mann so bestimmt über den
Tod sprechen zu hören.

Der Tannenwirth war aufgestanden. Da sagte
sich doch Einer das Herz zu fragen, wie er es denn
so bestimmt wisse, daß der Tod ihn schon so bald holen
werde.

„Ja, sehen Sie, das ist eigentlich nicht so zu er-
zählen“, meinte der Tannenwirth, „es ist wegen meiner
Frau selig, mit der hab' ich's mir berebet, und nun
hat sie's mir kund gethan heute im Schanzengraben,
als ich gerade auf dem Wege war, Sie allesamt
aufzusuchen und zu fragen, wie Sie meiner „Tanne“
fern bleiben. Doch jetzt mögen Sie ruhig hier bleiben,
ich gönne Sie dem Löwenwirth gern.“

„Im Schanzengrund? Wie ist's möglich? Im
Schanzengrund!“ — „Was, im Schanzengrund?“ —
Diese Ausrufe ertönten fast gleichzeitig von allen

Lippen. „Erzählen Sie doch! Wie war es? Er-
zählen Sie!“

Aber der Tannenwirth blieb bei seiner Weigerung,
nichts Näheres zu erzählen; man müßte mit dem Tod
und den Todten keinen Scherz treiben. Er wollte
sich verabschieden; die Thüren standen ihm in den
Augen. Da rief der Bürgermeister erregt: „Tannen-
wirth, seid ein Mann und erzählt, was Euch passiert!
Mir hat's vor acht Tagen im Schanzengrund auch
arg mitgespielt — glaub' dabei doch nicht an meinen
Tod, wenn's auch schaurig genug anließ.“

Da machten die Herren insgesammt sehr ernste
Gesichter und Einer nach dem Andern erzählte eine
immer gleichlautende Geschichte von dem Geist im
Schanzengraben. Der Löwenwirth aber hatte sich
hinter den Viertisch versteckt, ihm mußte wohl sehr
unheimlich zu Muthe sein bei der gruseligen Erzählung.
Der Tannenwirth stand sprachlos. Ein Hoff-
nungsstrahl schien ihm aufzugehen — vielleicht war
es kein Zeichen, vielleicht etwas ganz Natürliches —
ach, wenn das wäre!

Der Herr Bürgermeister, der natürlich Comman-
dant der Bürgerwehr war, meinte, da stecke etwas
dahinter, dem müßte man auf die Spur kommen.
Männer wie sie, dürften sich doch nicht einschüchtern
lassen. Und einstimmig wurde beschlossen, morgen
Abend, Punkt 9 Uhr, mit den Gewehren versehen,
sich auf dem Schanzenwall einzufinden, um dem
Gespenst endlich auf den Leib zu gehen. Wäre es
ein wirklicher Geist, so könnten ihre Kugeln ihm
nichts anhaben, wäre es aber etwas Natürliches, so
wäre ihm ein derber Denzettel schon recht für die
häßliche Geschichte. Vorläufig sollte mit blinden
Patronen geschossen werden, und ziehe sich das Ge-
spenst nicht zurück oder ergebe sich, so solle eine regel-
rechte Attacke mit schwerster Ladung vorgenommen
werden.

Gesagt, gethan. Des andern Abends, Punkt neun
Uhr, verkündete ein Trommelwirbel Alarm und Sam-
lung. Bis auf einige ängstliche Gemüther war Alles
zur Stelle.

Der Schanzengraben wurde mit einer Tirailleur-
fette umlegt, aber so, daß ein Schütze im Nothfall
des andern Rodschuß erreichen konnte.

Alles lag auf der Lauer, still und an die Böschung
gedrückt. Da — ein dumpfer Knall, dicker Dampf,
und — aus demselben tritt gravitativisch das Gespenst.
Drohend schwingt es die Arme und langsamen
Schrittes kommt es näher und näher. Da ertönt
das Commando: „Feuer!“ Und richtig: eine Salve
fracht, — zwar sehr dünn, aber es fracht doch. Als
wie eine Phönix aus der Gluth neu erstanden er-
scheint das Gespenst, nur leuchtender und größer.

Der muthige Bürgermeister tritt kühn vor und
schreit mit wahrer Donnerstimme: „Alle Mann auf
Posten, ladet scharf, zielt gut!“

Das Gespenst steht unbeweglich fest, aber es er-
scheint auf einmal Allen, als ob es noch größer ge-
wachsen, und geheimes Grauen ergreift die muthigen
Kämpfer.

Sie wollen fliehen, doch der Commandant des
Bürgermeisters: „Gewehr zum Schuß!“ läßt sie noch
einmal feststehen.

„Feuer!“ Es fracht und unentwegt steht das
Gespenst.

Was nun? — Doch der Bürgermeister ist in
Kampfeifer gerathen und festen Fußes commandirt
er: „Alle Schützen vor! Dem Gespenst direkt auf den
Leib!“

Nein, das geht nicht. Doch wer will jetzt öffent-
lich sich feig zeigen? Wer unentdeckt davon kann,
verschwindet rasch in die Büsche, bis der Bürger-
meister commandirt: „Jedem Deserteur wird nachge-
schossen!“

Da steht sie endlich fest, die muthige Bürger-
wehr, und in geschlossener Linie geht es dem Feinde
zu Leibe; erst langsam, dann rasch und immer rascher,
zuletzt im Laufschrift, der Bürgermeister voran. Er
hebt das Gewehr und ruft donnernd: „Ergieb Dich
oder stirb!“ Ein wuchtiger Hieb dröhnt durch die
Luft, splittend und krachend stürzt das „Gespenst“
zusammen, ein Lichtstumpf ertischt zischend im nassen
Gras und eine sickernde Stimme ruft hinter den
Erlen hervor: „Gut getroffen, Herr Bürgermeister!“

Alle sehen sich verdutzt an, so gut das eben im
Dunkeln möglich ist. Dann wird der Rest des
Gespenstes untersucht und als einziges Beweismittel
seiner einstigen Existenz findet man ein altes fleckiges
Laken, das an verschiedenen Stellen die Löcher von
den abgeschossenen Kugeln aufweist, soweit dieselben
gegen den Baumstamm, den Kürbiskopf und die als
Arme dienenden Fatten geschlagen haben.

Das Laken aber war mit des Löwenwirthes Zeichen
versehen, das man in einer der zerfetzten Ecken ent-
deckte. „Wohl bekomm's, Herr Löwenwirth!“

Der Tannenwirth hat seinen Todesgedanken ein-
willen Valet gesagt und die Stammgäste sitzen wieder
bei ihm und preisen den Muth der tapferen Bürger-
wehr!